

Andreas Hedrich: Der unabhängige Film

Wie in jedem Jahr, so auch beim Abschied Ulrich Gregors nach 30 Jahren Leitung, bot das Forum einen Querschnitt durch das unabhängige Filmschaffen aus vielen Ländern. Die Unabhängigkeit von den großen Filmproduktionen und -verleihern ermöglicht es den FilmemacherInnen, ihre eigenen Beobachtungen und Beschreibungen gesellschaftlicher Gegebenheiten zur Grundlage ihrer Werke zu machen. Hin und her gerissen sich nicht entscheiden können, unsicher sein, zweifeln, gehört zu den menschlichsten Eigenschaften. Ein Zustand, der in mehreren Filmen zum Thema wird. So in „Departure“ vom japanischen Regisseur Yosuke Nakagawa. In Okinawa, weit weg vom Tokioter Großstadtleben, suchen drei 18-jährige Freunde nach dem künftigen Stellenwert ihres Lebens. Sie haben den Drang nach Neuem und den Wunsch nach Halt. Sie haben die Schule abgeschlossen und unterschiedliche Pläne und Vorstellungen, wie es weitergehen soll. Jeder möchte seinen eigenen Weg gehen und merkt – fast überrascht –, dass dies mit Trennung und Abschied verbunden ist. So fühlen sich die drei Jugendlichen das erste Mal in ihrem Leben mit Problemen der Erwachsenenwelt konfrontiert und müssen nicht nur Abschied von ihrem bisherigen Lebensabschnitt nehmen, sondern auch voneinander und von ihrer Freundschaft.

Nakagawa inszeniert die Handlung mit einer spürbaren Neugier an dem Verhalten der jungen Leute. Das wird in den sehr einfühlsamen, ruhigen Bildern und den langen, beobachtenden Sequenzen deutlich. Die Suche nach Halt und Nähe ist auch in Barbara Geblers Abschlussfilm an der DFFB, „Salamander“, ein Thema. Ihre Geschichte handelt von Sandra einer jungen Grafikerin, die sich lange Zeit mit dem Fälschen von Pässen über Wasser gehalten hat. Sandra ist hin und her gerissen zwischen Liebe und Abneigung zu ihrem Freund Ronnie. Er ist als Freund liebenswert und einfühlsam, als Kompagnon und Auftraggeber aber selbstzerstörerisch und chaotisch. Als sie aus dem kriminellen Gewerbe aussteigt, werden ihre Gefühle für ihn auf die Probe gestellt. Die solide Regiearbeit wird unterstützt durch die schauspielerische Leistung der SchauspielerInnen. Und die Kamerafrau hat einige interessante technische Kunststückchen zustande gebracht. So sind beispielsweise sämtliche Nacht-Auto-Aufnahmen (sicherlich ein Drittel des Films) in einer Tiefgarage mit einfachem DV-Material gedreht worden.

Die Hintergründe der Autofahrten wurde einfach auf Bettlaken projiziert. Erfrischend ist die Kürze des Films. In knapp 60 Minuten wird rasant eine auch amüsante Geschichte über die Liebe im Gangstermilieu erzählt. „Booye Kafor, Atre Yas“ (Der Geruch des Kampfers, der Duft von Jasmin) ist der erste Film von Bahman Farmanara nach 20 Jahren Berufsverbot im Iran. In dieser Zeit wurden seine Drehbücher von der iranischen Zensur abgelehnt. Ob die Zulassung für diesen Film als ein Zeichen der Liberalisierung des Regimes zu deuten ist? Auch im Film geht es um einen Mann, dem es in den letzten 20 Jahren verwehrt war Filme zu drehen. Seine Frau starb, seine Kinder interessieren sich nicht für ihn. Der Mann vereinsamte. Sein übermäßiges Rauchen bringt ihn auch körperlich an den Rand des Ruins. Als Antwort auf dieses trostlose Dasein beginnt er die Verfilmung seiner eigenen Beerdigung akribisch zu planen: Unter dem Vorwand, für einen japanischen Fernsehsender eine Dokumentation über Beerdigungsrituale im Iran zu drehen, stellt er ein Team zusammen, welches seine Bestattung aufnehmen soll. Aber die Organisation der Dreharbeiten und das Schreiben des Drehbuches bringen dem Regisseur wieder Lebensmut. Als der Tag der Beerdigung gekommen ist, ist er nicht nur über seinen Tod, sondern auch über sein Filmteam entsetzt, welches sich fast gar nicht an sein Drehbuch hält. Er wacht auf... Die Geschichte klingt aber ernster als sie ist. Gespielt wird die Hauptfigur in dieser Tragikomödie von Bahman Farmanara selbst, der seine Arbeit so interpretiert: „Der Film ist das Produkt der letzten liberaleren Jahre und deshalb auch der Versuch, das wiederzugeben, was im Iran von heute mit uns geschieht.“ Auch Renny Bartletts furioser Film handelt von einem

Filmmacher, der jahrelang mit Berufsverbot belegt war. Es ist ein Porträt und eine Liebeserklärung an den Schöpfer der Montage, Sergej Eisenstein. Bartlett beschreibt Eisensteins Leben als schräg und skurril und genau so ist auch sein Film. Es ist die Geschichte eines merkwürdigen Einzelgängers, der immer versuchte, seine Träumen und Vorstellungen zu leben. Das brachte Eisenstein immer wieder in Schwierigkeiten mit den politischen Machthabern der Sowjetunion. „Eisenstein“ ist ein interessanter Spielfilm, bei dem die schauspielerischen Leistungen faszinieren und der Versuch Bartletts, die Bilder nach Eisensteins Prinzip zu montieren.

Es ist auch bemerkenswert, an wie vielen Originalschauplätzen der Kanadier gedreht hat. Verstehen wollen Der britische Künstler Andy Goldsworthy erarbeitet seine Plastiken mit Materialien aus der Natur. So stehen seine Schöpfungen mit der Vergänglichkeit in der Natur im Einklang. Sie werden weggespült, sie vermodern, sie lösen sich auf. Goldsworthys Kunstwerke sind bislang vornehmlich auf Fotografien festgehalten und Thomas Riedelsheimer hat es sich mit seinem Film „Rivers and Tides - Fluss der Zeit“ zur Aufgabe gemacht, Goldsworthys Kunstwerke in ihren Veränderungen zu dokumentieren. Riedelsheimer schafft es, mit dem Film ein eigenes Kunstwerk zu gestalten. Er zeigt die Arbeit an einem Werk, dabei erzählt Goldsworthy von seinen künstlerischen Vorstellungen, aber auch von ganz alltagspraktischen Problemen der Umsetzung. Aber ruhige Sequenzen mit einer für den Film komponierten Musik überwiegen. Da viele Goldsworthy-Objekte von der Bewegung leben, kann man ihnen in aller Ruhe zusehen. Sandi Simcha DuBowskis „Trembling Before G-d“ handelt von den Schwierigkeiten homosexueller orthodoxer Juden in DuBowskis Heimatstadt New York, aber auch in Israel. Es erstaunt, mit welchem fanatischen Eifer die Personen ihre Religion leben möchten, obwohl die Thora ausschließlich das Zusammenleben von Mann und Frau als Lebensgrundlage anerkennt. DuBowski hat sich viel Zeit (aber auch Geld) genommen, damit sich der Film, wie er es ausdrückte, „vollsaugen“ kann. Er beschreibt, trifft und zeigt Menschen, die versuchen in engen orthodoxen religiösen Gemeinschaften mit ihrer Homosexualität zu leben, Menschen, die den Druck der Gesellschaft nicht mehr aushalten können und sich von ihrem Glauben abgewandt haben und Menschen, besonders Frauen, die getrieben sind von der Angst, dass ihre Homosexualität entdeckt werden könnte.

Auch „Danach hätte es schön sein müssen“ hat eine starke persönliche Ebene. Karin Jurschick versucht die eigene Familiengeschichte nachzuzeichnen. Bestimmend wird der 20 Jahre zurückliegende Selbstmord der Mutter. Um sich dem aus ihrer heutigen Sicht anzunähern, nimmt Jurschick nach Jahren wieder Kontakt zu ihrem Vater auf und gerät vor der Kamera wieder in die alten Konflikte mit ihm. Zunächst wirken die Bilder fast zu nah, doch im Laufe des Filmes distanziert sich die Filmemacherin immer stärker davon. Sie spricht nicht mehr von sich, ihrem Vater oder ihrer Mutter, sondern nur noch von dem Mann, der Frau und dem Kind. Umgesetzt hat Karin Jurschick diese Situationen in Bilder aus der eigenen Perspektive, manchmal aus der Vogelperspektive gedreht. Zudem montiert sie, was ihre Distanz unterstützen soll, zeitgenössische Filmbilder, die bestimmte Zeitabschnitte belegen sollen. Beeindruckend ist der Film in vielfacher Hinsicht, hervorzuheben ist, dass es sich um Jurschicks ersten Film handelt. Sie schafft es, dem eigenen Thema eine gesellschaftliche Sicht abzugewinnen. Die qualvolle Enge einer Beziehung wird beschrieben, die nicht auf Liebe, sondern auf Vernunft aufbaut. Zugleich wird versucht, die Positionen der Menschen zu verstehen, die Hintergründe zu durchschauen.